

Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 32 (1942)

Heft: 19

Artikel: Was der Schlossherr von Jegenstorf, Johann Rudolf von Stürler, im Jahre 1798 alles erlebte

Autor: Stürler, Johann Rudolf von

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-640725>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 01.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Und nun betreten wir jenen eigenartigen, zweigeschossigen Saal, der noch immer „*Herkulesaal*“ heisst, obschon die Holzstatue des Herkules, die ihm seinen Namen gab, heute im Historischen Museum zu Bern steht. An der Nordwand hängt das Bild des französischen Königs Ludwig XVIII, der es als „*majesté très chrétienne*“ dem damaligen bernischen Schultheissen N. F. von Mülinen schenkte.

Zwischen zwei Bildern aus der griechischen Mythologie betreten wir das *Turmzimmer*. Dieser Raum im alten Hauptturm hat etwas Wohlbehütetes an sich, und die Biedermeiermöbel aus dem Rosengarten in Gerzensee geben ihm etwas Heimeliges. Eine breite Türe ladet ein zu einem Abstecher auf die Veranda mit ihrem schönen Blick in den Park.

Dann wenden wir uns durch den *Herkulesaal* in das Vestibule, sehen den Eingangshof von oben und stehen vor dem Grenadier Türlistock und seiner Ninette, die uns ver-raten, dass wir in das Reich Rudolf von Tavel gekommen sind. Eine grosse Türe ladet uns ein, jenen grossen Salon zu betreten, der dem Andenken dieses leider verstorbenen Dichters und Schilderers des Bernerlandes geweiht ist. Im *Tavelzimmer* finden wir den Schreibtisch des Dichters, die alte Bernertrommel, die ihm als Papierkorb diente und in zwei Wandschränken die Manuskripte seiner Werke, die seine Witwe in freundlicher Weise hier deponiert hat. Von den Wänden grüssen einige Aquarelle, die der Dichter in seiner Jugend gemalt, und ein Cheminée darf nicht fehlen, dass man „Am Kaminfeuer“ im Geiste die Gestalten des alten Bern an sich vorüberziehen lassen kann.

Und nun geht's vom Vestibule aus in den zweiten Stock. Das Vestibule dort und zwei Zimmer über dem Tavelzimmer stehen nun dem Oekonomischen und gemeinnützigen Verein des Amtes Fraubrunnen für sein *Heimatmuseum des Fraubrunnenamtes* zur Verfügung. In temporären Ausstellungen kommt dort wichtiges Kulturgut dieses unseres Amtsbezirkes aus Vergangenheit und Gegenwart zur Ausstellung, und man wird dort manch köstliches Stück bäuerlichen Schaffens sehen können, das bisher in irgend einem Gaden ein verträumtes Dasein gefristet hat. Mögen sie nach den Ausstellungen, die ihren Wert gezeigt, wieder in unsern Häusern recht zu Ehren kommen.

Eine Glastüre bringt uns auf die Galerie über dem *Herkulesaal*, und wir betreten das *obere Turmzimmer*, das in seiner stolzen Höhe etwas vom Geist eines Festsales der

alten Burg ahnen lässt. Heute birgt dieser Raum die Sammlung der Familienporträts der Familie von Graviset, die dem Kenner früherer Zeiten manche Freude bereiten können.

Und dann gehen wir wieder in den Ostbau, der wie im ersten Stock wieder *vier Zimmer* enthält, die nun jene Sammlung von Rötzelzeichnungen des *Kunstmalers Tieche* enthalten, die vom Kunstmuseum hierher zur Ausstellung geliehen wurden und die der Künstler durch eine stattliche Zahl von Oelgemälden erweitert hat. Damit haben wir einen gar köstlichen Ueberblick über fast alle Schlösser und Landsitze des Bernerlandes. Es ist diese Ausstellung so recht die Illustration zum schriftstellerischen Werk Rudolf von Tavel.

Ueber die Galerie und durch das westliche Vestibule zurück, erreichen wir die 2. Treppe, die beim Umbau des 18. Jahrhunderts eigentlich als Nebentreppe vorgesehen war, und die uns direkt zum Haupteingang hinunterführt. Die Besucher sind gebeten, sich ins Besucherbuch einzuschreiben, wo sie sicher noch manchen Bekannten finden werden, und dann langt die Zeit vielleicht noch zu einem Rundgang durch den Park, der dem Botaniker manches Interessante an einheimischen und exotischen Bäumen zu zeigen hat.

Was im Schloss an Mobiliar und Bildern zu sehen ist, sind meist Leihgaben, die in freundlicher Weise dem „Verein zur Erhaltung des Schlosses Jegenstorf“ zur Verfügung gestellt wurden. Denn diesem Verein gehört heute das Schloss. Als „Museum für Wohnkultur des 17. und 18. Jahrhunderts“ soll es zugleich eine Ehrenstätte werden für grosse Männer jener Zeit. Wenn der Schlossverein nun der Oekonomisch-gemeinnützigen Gesellschaft des Kantons Bern Gelegenheit geben will, das Andenken ihrer Gründer im 18. Jahrhunderts, d. h. eines Tschiffeli und eines Engel, zu ehren und zugleich eine übersichtliche Darstellung des für das Bernerland so segensreichen Tätigkeit in wohl verw. Räumen des Schlosses auszustellen, ja, wenn er dem Oekonomischen Verein des Amtes Fraubrunnen für sein „Heimatmuseum“ Räume zur Verfügung gestellt hat, so will er damit das Schloss zu einer Stätte jenes Bernergeistes werden lassen, von dem wir alle zehren und immer mehr zehren müssen, zu Stadt und Land. Wünschen wir ihm, dass es so immer mehr ein „Schmuckkästchen des Bernerlandes“ werde und bleibe.
E. Schwarz, Pfarrer.

Was der Schloßherr von Jegenstorf, Johann Rudolf von Stürler, im Jahre 1798 alles erlebte

Von ihm selbst erzählt

Vom 29. Januar bis zum ersten März.

Mein Aufgebot erfolgte am 29. Januar. Ich war Oberlieutenant der Artilleriekompagnie Wagner von Landshut, aber nach der damaligen Einrichtung mit 14 Mann und zwei Vierpfündern dem ersten Bataillon des Regiments Zollikofen unter Oberst Karl von Wattenwyl von Loins zugetheilt. Sammelpaltz — Jegistorf, mein Wohnort. Von da, am 1. Februar, nach Frienisberg, wo wir bis zum 15. gleichen Monats blieben, dann nach Aarberg, und zuletzt in die Schlachtlinie vor Nidau, mit der Bestimmung in der Nacht vom 1. auf den 2. März das französische Korps in Biel anzugreifen.

Wie bereits bemerkt, bis zu diesem Tage sah es bei der Armee noch tröstlich aus. Damit soll indess nicht gesagt sein, dass alles so stand, wie es von einer tüchtig geschulten und kriegsgeübten Truppe verlangt werden kann. Sowohl im Marsch, im Verpflegungs- und im Bespannungswesen, als im Punkte der Ordnung und Disziplin gaben sich da

und dort Mängel kund. Auch in die Leistungsfähigkeit des einen oder anderen höhern Offiziers setzte man nicht allzu festes Vertrauen, wovon er indess meist durch irgend eine alberne Handlung selbst Schuld war. Hier nur ein Beispiel, das mich lebhaft genug frappirt hat, um niemals aus meinem Gedächtnisse schwinden zu können.

Ein Divisionär hatte einen Stafetendienst eingerichtet; als er jedoch wahrgenommen, dass hiedurch die nicht unter den Waffen stehende Bevölkerung über Gebühr beunruhigt werde, durch einen Tagesbefehl bekannt machen lassen: wenn die Stafete einem Posten oder Dorfe im Schritte sich nahe, habe man sich in keiner Weise zu alarmieren, weil es sich dann bloss um eine untergeordnete Dienstsache handle; komme sie im Trabe daher, so sei das, was sie bringe, schon ernsterer Natur; reite sie gar Galopp, so dürfe auf wirkliche Gefahr geschlossen werden. Nun kam eines Samstags ein Dragoner aus dem Hauptquartier im wildesten Hopp-Hopp von Posten zu Posten gesprengt. Jedermann

raubte der Feind sei bereits sengend und raubend ins Land eingebrochen. Oberst *** aber sandte lediglich scharfen Befehl, morgen Sonntags solle ja kein Soldat — die beliebte weisse Zipfelkappe zu tragen sich unterstehen.

Dieser und anderer kleinen Auswüchse und Gebrechen ungeachtet durfte man, wenn die projektierte Offensive geschicklich und kräftig ergriffen wurde, von der Armee Tüchtiges, theilweise Ausgezeichnetes erwarten.

Doch im Willen eines Höhern war es anders beschlossen. Am 1. März, Abends 6 Uhr, erhielt die auf der ganzen Linie wohlgeordnet zum Kampfe sich rüstende Bernerarmee Gegenbefehl, und einige Stunden später wurde sie auf allen Punkten vom Feinde selbst angegriffen. „Verrath, Verrath,“ hiess es jetzt von Korps zu Korps, von Glied zu Glied, und die getäuschte Kampfbegier schlug plötzlich bei den Einmen in blinde Wuth, bei den Andern in dumpfe Niedererschlagenheit um. Ich muss gestehen, wir Offiziere selbst wurden mehr oder weniger von dem allgemeinen Argwohn ergriffen. Aber das fatale Zusammentreffen des Schwert- und Lanzensteckens auf unserer, des Schwertziehens auf feindlicher Seite, wirkte überwältigend!

Vom zweiten bis zum vierten März.

Der 2. März verfloss für mich in steter Abwehr nicht des Feindes, sondern des Freundes. Wir sahen von Nidau wie ein Theil unserer Infanterie am Berge gegenüber mit den Franzosen zuerst glücklich dann unglücklich focht. Mangel an richtiger und entschlossener Führung und wirrer Unruhe, theilweise sogar Meuterei der Truppe verhinderten jede wirksame Hülfeleistung. Mehr als einmal wollten hitzige Infanterie- und Scharfschützen-Offiziere die Artillerie zwingen, nach den in den Reben bei Vingelz einzeln sich herumablagenden Franzosen zu feuern, von einem solchen blinden Vorhaben grossen Erfolg erwartend. Wir hatten schwere Noth dieser Zudringlichkeit zu erwehren und mussten als Verräther gelten, weil wir mit unsern Stücken und unserer Munition nicht jedem tollen Einfall eines Freundes entgegenstehen wollten.

Am dritten rückten wir mit unserm Bataillon in die alte Schlachtlinie bei Moosseedorf ein.

Aber du armes Bern, was war das für eine Schlachtlinie! Der muth- und zuchtlose Rückmarsch hatte im Dunkel der Nacht die letzten Bande des Eides und der Ehre gelöst und den Selbsterhaltungstrieb zu solcher Leidenschaft gesteigert, dass ganze Truppenkörper völlig auseinandergegangen waren, oder eigenmächtig ganz andere als die ihnen angewiesenen Stellungen bezogen hatten. Und mit dem jeden Augenblick zur Nachahmung sich anschickenden Reste sollte einer kriegsgeübten Armee von 16 000 Mann entgegengetreten werden!

Mein Kantonement war Moosseedorf. Am folgenden Tage, Sonntag den 4. März, beritt General von Erlach mit seinem Stabe die neue Linie. Wir waren als Besitzer der Schlösser Hindelbank und Jegistorf Nachbarn, und von Haus einander bekannt und befreundet. Als er mich im Hofe des Seedorfes nun gewahrte, hielt er an und winkte mir. Ich eilte hinzu; auf seinen Zügen lag ein Hauch von Wehmuth, den ich nie vergessen werde; er sagte mir, über sein Pferd sich biegend, halbleise: „mon cher voisin, tout est perdu! Le gouvernement a abdiqué. La troupe est révoltée. J'y perdrai la vie, et ce qui me peine bien autrement — l'honneur. Adieu — adieu!“ Er schied und wir sahen uns nicht wieder.

Nach Mittag nämlich kam Botschaft aus der untern Gegend, die Franzosen seien in den Kanton eingebrochen, raubten, mordeten, sengten, wüsteten, spiessten die Kinder und schleiften die Weiber blutend an Kärsten herum. Je ungeheurerlicher ein Bericht lautete, desto allgemeiner und hartnäckiger war der Glaube, den er fand. Dem reichen Brandstoffe hatte bis jetzt bloss der Zunder gefehlt; nun da er (vielleicht von Frevlerhand) gereicht wurde, brach

das Feuer plötzlich aus. Fortgerissen von der Angst und Wuth derjenigen Mannschaft, welche aus den von den Franzosen zunächst bedrohten Quartieren der Aemter Fraubrunnen und Buchsee war, empörte sich das Bataillon von Wattenwyl in seiner Gesamtheit und zwang die Offiziere, wie uns Artilleristen, dem Feinde bis an die Amtsgrenze entgegen zu gehen.

Der fünfte März.

Mit der Morgendämmerung, um 6 Uhr, brachen die Franzosen in dichter Plänklerkette aus dem Bischoffswald hervor und griffen gleichzeitig das erste Bataillon des Regiments Burgdorf unter Aidemajor Johann Jakob Dürig und das zweite Bataillon des Regiments Zollikofen unter Weibel Niklaus, die vom Oberst und Zeugwart von Erlach zu unterst auf das Tafelfeld beordert worden waren, an. Beide leisteten kernhaften Widerstand und trieben den Feind in den Wald zurück. Hier begegnete etwas, das in der neuern französischen Kriegsgeschichte wenig erhört ist; 30—40 der feindlichen Jäger verliessen ihre Reihen und gaben Zeichen, um zu den Unsrigen überzutreten. Da sie aber theilweise übel empfangen wurden, so benutzten sie, als das Glück uns den Rücken zu wenden begann, die Gelegenheit, sich wieder davon zu stehlen.

Schauenburg mit dem Hauptkorps war nämlich inzwischen herangerückt, und die Unsrigen wichen bis ungefähr in die Mitte des Feldes. Hier gelang es wenigstens dem braven Dürig seine Leute noch einmal zu sammeln und zum Kampf zu bringen. Leider ward er aber bei diesem neuen Vorrücken verwundet und gefangen, worauf das Bataillon nicht mehr zusammenzuhalten war. Es warf sich mit dem gleichfalls fliehenden Bataillon Niklaus — er selbst war gefallen — auf die in Reserve stehenden Bataillone Burgdorf I (Thormann) und Zollikofen I (von Wattenwyl) und brachte diese in Unordnung. Gleichwohl dauerte der Widerstand und Kampf noch auf mehreren Punkten, freilich ohne Erfolg fort. Erst als auf beiden Flanken Umgehungen erfolgten, und die feindliche Artillerie uns tüchtig zu beschliessen anfang, und das, wahrscheinlich wegen Mangels an Vollkugeln, mit ungefüllten Haubitzengranaten, deren Sausen unsern Leuten gar zu unheimlich war, da wurde unter dem Rufe „sie schiesse Pumi, sie schiesse Pumi“ die Flucht allgemein und unaufhaltbar.

Von meinen 14 Kanonieren, die bei der grossen Linde ihre Schuldigkeit nach bestem Vermögen gethan, waren sieben todt oder verwundet. Mit dem Reste ward die Stellung unserer zwei Vierpfünder und eines dazu gekommenen Sechspfunders versucht. Die Fuhrknechte hatten, dem traditionellen Beispiele gemäss, Reissaus genommen. Wir spannten uns also selbst an und zogen die Stücke fort, dem Dorfe Fraubrunnen zu. Das Gleiche thaten die Kanoniere des Bataillons Burgdorf I (Thormann) unter ihrem Lieutenant Karl von Erlach. Wie wir jedoch beiderseits die mehrgenannte Griengrube am Eingange des Tafelfeldes erreichten, sahen wir uns bereits vom Moose her überflügelt. Um nun nicht mit den fünf Stücken in Feindeshand zu fallen, vernagelten wir dieselben und stürzten sie in die Grube. Wir selbst aber trennten uns unter der Abrede, einzeln durch Feld und Wald, uns zum Korps des Generals von Erlach im Grauholz durchzuschlagen.

Dem Jakob Kohler von Zuzwyl, einer meiner Kanoniere, der den Wischer führte, riss eine Ricochetkugel die zwei ersten Finger der rechten Hand weg. „Herr Jeses, jetz chan i nit meh säye“ war sein erster wehmuthvoller Ausruf. Doch bald den physischen und moralischen Schmerz bemeisternd, wand er sein Schnupftuch um die verstümmelte Hand, ergriff von Neuem den Wischer und fuhr in seinem Dienste fort bis zum Abzuge. Seine Wunde heilte ohne böse Folge; aber da er zum Säen untauglich geworden, so wollte er auch nicht mehr bauern. Kohler ward ein gewerbiger und beliebter Viehhändler, und ich konnte ihm

später eine Pension auswirken, für die er selbst sich nicht hatte melden wollen.

Einer der Söhne des Sigrists Glauser von Jegistorf, Namens Niklaus, Soldat der Kompagnie Gruber, Bataillon von Wattenwyl, erhielt in meiner Nähe zwei Schüsse in den Unterleib und zeigte mir's an, ohne viel Wesens daraus zu machen, und entschlossen fortzukämpfen. Ich untersuchte die Wunde, fand sie schwer und gab Befehl ihn zum Arzte zu führen. In diesem Augenblicke erfolgte der Rückzug und bald die Flucht der Unsrigen. Nach 14 Tagen begegnete er mir in Jegistorf; ich erkundigte mich, wie es ihm, seit wir uns gesehen, ergangen. „I bi du halt mit den Angerehei, u ha sider geng frische Anke usglah u Uffschleg gmacht; jetz isch z'Loch zu u vo der Chrugle gspüren i nit meh viel; nume we z'Wätter wott ändere, rütscht si e chli füre u hingere.“ Und diese Kugel oder diese Kugeln trug er im Leibe bis an seinen Tod.

Wie wir unsere Stücke eigenhändig zu retten suchten und bereits der Griengrube uns näherten, bemerkte ich am Rainabhänge gegen das Moos hinter einem grossen Kirschbaume einen ältern Bauer, der seine Büchse auf dessen „Grippleten“ legend, nach den längs des Mooshages vordringenden Franzosen schoss und mehr als einen wegpürschte. Ich rief ihm zu: „Nachbar, chömet ir jitz mit üs, süst werdet ir gfangen oder unglücklich.“ Er aber mit der grössten Ruhe: „I will emel z'erst no es par Schütz thue, es schickt mer si gar wohl!“ fuhr fort zu schiessen und wurde ohne Zweifel niedergemacht; denn gesehen hat man ihn nie wieder.

Ich kehre zum Momente der Trennung bei der Griengrube zurück. Wir zwei Offiziere blieben beisammen. Ich kannte von Jugend auf hier überall Feld und Wald aufs Beste. Wir gehen also rasch neben der Schmiede vorbei durch's Schlossgut und wenden uns dem nahen Seilerholze zu. Dieses verlassen wir wieder an der südlichen Ecke, um nach dem Pintenwalde bei Münchringen zu gelangen. Allein schon auf dem sogenannten Gyrisberg bei Jegistorf holen uns 5 oder 6 französische Husaren, die uns von Weitem als Militärs erkannt, ein. Ohne abzusetzen, greifen sie uns mit den Worten: „sortez, citoyens, votre bourse, votre montre“, etc. in die Taschen und leeren sie im Nu. Dann — auf die Frage, was man mit uns anfangen wolle: „F... le camp“. Sie selbst aber sprengten weiter, um die gleiche Szene so oft als möglich zu wiederholen.

Die nächstfolgenden Tage...

Nach einigen Tagen regte sich natürlich das Verlangen durch Augenschein mich zu überzeugen, wie zu Jegistorf im Schloss und Dorf am 5. März und seither gehaust worden. Unter dem Vorwand, Betten allda zu holen für unsere französische Einquartierung in Bern, verlangte und erhielt ich ohne Mühe eine militärische Begleitung. Beim Hintritte in den Schlosshof fiel mir die wohlbekannt kleine Kutsche unseres ehrwürdigen Schultheissen Steiger in die Augen, ein sogenanntes Coupé zu zwei Hinterplätzen und einem schmalen Vorderplatze, von Kaffeefarbe mit vertikalen goldenen Streifen, auf Lederriemen ruhend. Diese boten mir einige französische Soldaten als die Kutsche unseres Generals zum Kaufe an. Auf meine Einwendung, dies könne nicht sein, weil der General keinen Wagen mit sich ins Feld geführt, antworteten sie: „parbleu, nous y avons trouvé sa décoration et le grand cordon blanc et noir!“ Damit fällt die Angabe, dass Schultheiss Steiger die wüthenden Soldaten zu Münsingen beim Aufreissen seines Rockes, das Band des schwarzen Adlers habe sehen lassen, dahin; denn er hatte seine Kutsche mit Band und Stern schon mehrere Stunden vorher bei der Schooshalde zurückgelassen. Sie blieb noch mehrere Tage im Schlosshofe und wurde zuletzt verkauft, an wen erinnere ich mich nicht.

Im Schlosse selbst fand ich einen französischen Kommandanten, den Obersten des 7. Husarenregiments, instal-

lirt. Schon die erste Umschau zeigte, dass im Plündern und Verwüsten Mass gehalten worden. Ich hatte es diesem Ehrenmanne zu verdanken und — meinem Keller. Im Letztern befanden sich nämlich am 5. März nicht weniger als zwei ganze Weinerndten meines Rebghutes. Dahin wendete sich die erste Gier der mit Gewalt eingedrungenen Soldaten. Sie schossen in die Fässer und setzten dann kehrum den Mund an diese neumodigen Spundlöcher. Ganze Haufen konnten also getränkt werden. Inzwischen kam der Kommandant mit seiner Umgebung herbei und beschloss, da er leidend war, hier sein Quartier zu nehmen. Nun militärische Räumung des Schlosses, in dessen obern Theilen man eben erst zu erbrechen und zu plündern begonnen. So geschah es, dass ausser den Wein-, Speise-, Futter- und Getreidevorräthen mir verhältnismässig wenig geraubt und noch weniger verwüstet wurde. So wie ich ins Zimmer des Kommandanten trat, sprang mir wohl genährt mein Hund entgegen. Meine Pferde hatte ein treuer Diener nach dem Emmenthal in Sicherheit gebracht. Meine Kühe aber fand ich alle im Stall, vom ganzen Dorfe auf dem Requisitionsweg gefüttert. Der Kommandant nämlich nahm seiner Wunden wegen Milchbäder. Nicht nur war ich von ihm freundschaftlich aufgenommen, sondern er liess mich auch ungestört alles verborgene Silbergeschirr nebst Anderem hervorholen und nach Bern nehmen.

Im Pfarrhause und bei den wohlhabenden Bauern war viel ärger gehaust und geraubt worden, freilich teilweise vom einheimischen Gesindel selbst. Wir hatten nun in Jegistorf lange Zeit Franzosen im Quartiere, aber ihr Benehmen gab zu keinen Klagen mehr Anlass. Im Gegentheile, sie legten es offenbar darauf an, Manches vergessen zu machen, was sie uns Leides zugefügt hatten. Sie hielten gute Ordnung, waren genügsam, gesellig, immer lustig, halfen bei den Landarbeiten und hofirten dem Weibermid mit Musik und Tanz. Daher schwand denn auch ziemlich rasch der Hass, von dem man Anfangs gegen diese „Unterdrücker“ erfüllt war.

Ein Gegenstand, der mir genommen wurde, aber von eigenen Leibe, bei unserer Gefangennahme auf dem Gyrisberg, war eine Meerschampauffeife, an der ich nach Raucher-sitte sehr hing. Mit den Hohnworten „Ha quelle belle pipe, c'est bon pour moi“ hatte ein Husar sie mir aus dem Busen gezogen und ohne Kompliment eingesteckt. Die Zeit liess mich viel Verlorenes verschmerzen, nur den alten Freund Meerschäum nicht. Im Januar 1814 zog mein ältester Sohn, damals 17 Jahre alt, mit den preussischen Gardien über den Rhein ins Franzosenland. Bei einem letzten gegenseitigen Stelldichein in Basel, fragte er mich scherzend: „was soll ich dir, wenn's gut geht, aus diesem Lande heimbringen?“ „Hör,“ antwortete ich im gleichen Tone, „führt euch das Kriegsglück nach Paris, so zieh' dem ersten Franzosen, der dir dort mit einem Meerschäume begegnet, diesen aus dem Munde vnd sag' ihm: ‚citoyen, quelle belle pipe, c'est bon pour moi‘. Und macht derselbe Miene aufzubegehren, so vergiss die galante Abfertigung nicht: f...-moi le camp. Die übermüthigen Hähne müssen auch einmal lernen, wie süs das klingt!“ Der Scherz wurde zum vollen Ernste. Am 30. März 1814, als die preussischen Gardien stürmend in Paris eindringen, gedachte Rudolf meiner Worte, eignete sich in der angegebenen Weise den ersten Meerschäum, den er auf einem Franzosen ansichtig wurde, zu und überraschte mich damit bei seinem Besuche im Juni darauf. Ich aber habe auf diese Trophäe, die meinen Tisch nicht verlässt, die Worte graben lassen:

Vergeltung.

Fraubrunnen, 5. März 1798.

Paris, 30. März 1814.